

Heimatlose
Äplerfamilie

1. Auflage
ISBN: 978-3-906959-31-3
© by MOSAICSTONES

Alle Rechte vorbehalten. Abdruck von Texten
nicht ohne schriftliche Genehmigung.

Umschlaggestaltung & Satz:
FirstMedia Schweiz AG
www.firstmedia.ag

Dieses Buch und weitere interessante
Medien können Sie beziehen bei:

MOSAICSTONES
Postfach
CH-3604 Thun
Tel./Fax +41 33 336 00 36
E-Mail: info@mosaicstones.ch
Internet: www.mosaicstones.ch

Inhalt

	Vorwort	Seite 5
1. Kapitel	Kinder und Jugendzeit	Seite 7
2. Kapitel	Suche nach eigener Existenz	Seite 23
3. Kapitel	Alp- und Alpalltag	Seite 31
4. Kapitel	Erlebnisse auf der Alp	Seite 45
5. Kapitel	Alpschule und Besuche	Seite 65
6. Kapitel	Spezielles und Besonderes	Seite 79
7. Kapitel	Auf dem Hof der Schwiegereltern	Seite 91
8. Kapitel	Entwurzelt	Seite 97
9. Kapitel	Heimatlos – Verlust der Alp	Seite 109
10. Kapitel	Leben in der Fremde – Der Engel auf der Autobahn	Seite 119
11. Kapitel	Leben total anders – nie gewollt	Seite 129
12. Kapitel	Dankbarkeit	Seite 137
	Wörterklärungen	Seite 143

Vorwort

Dieses Buch soll Mut machen.

Und auch zeigen, dass gerade schwierige Lebensumstände zum inneren Segen und Frieden beitragen können. Wenn wir versuchen, sie im Glauben an Gott und Jesus Christus zu meistern.

Unsere Familiengeschichte habe ich so aufgeschrieben, wie wir sie erlebt und empfunden haben.

Andere um uns herum sahen und empfanden vieles sicher anders. Anklagen oder beschuldigen möchte ich niemanden. Mir geht es darum, andere zu ermutigen, dass sie in Not und Verzweiflung – auch wenn sie lange, sogar über Jahre dauert – am richtigen Ort Rat, Kraft und Hilfe suchen, nämlich in der Bibel.

Denn mit Gottes Hilfe müssen wir nicht verzweifeln oder verbittern. Auch wenn wir vieles verlieren oder uns grosses Unrecht geschieht, können wir durch alles hindurch im Herzen zu Dankbarkeit und Frieden finden.

Kinder und Jugendzeit

Meine frühesten Kindheitserinnerungen gehen zurück in ein einfaches Bauernhaus. Mein Vater stand am Bett meiner kranken Mutter. Er schob mich einfach zur Seite, was ich gar nicht verstehen konnte. Ich wollte doch nur zu meiner Mutti. Ich konnte mit meinen vier Jahren nicht verstehen, dass sie einen Hirnschlag erlitten hatte. Mama war erst 39 Jahre alt und starb von zehn Kindern weg. Alle hatte sie innerhalb von 13 Jahren geboren. Und dann ist da in meiner Erinnerung auch noch das schlimme Erlebnis bei der Beerdigung, das ich erst recht nicht verstehen konnte. Jemand gab mir Blumen, um sie ins Grab zu legen, doch ich sagte bloss: «Nein, die Blumen bringe ich meiner Mutti nach Hause.» Am Abend weinte ich und wollte solange nicht ins Bett, bis Mama wieder da sei. Einer meiner Brüder, der sicherlich auch sehr litt, sagte ziemlich grob zu mir: «Mama kommt nie mehr nach Hause.» Ganz entsetzt starrte ich ihn an, denn das konnte ich nicht glauben. Da sah ich den traurig verzweifelten Blick meiner älteren Schwester, die mich ins Bett bringen wollte. Schlagartig wurde mir bewusst, dass es Wirklichkeit war, was mein Bruder da sagte. Nun ergriff mich eine bodenlose Verlorenheit. Wo war denn Mama? Warum liess sie uns einfach allein? Ich konnte das alles überhaupt nicht verstehen. Verlassen und in verzweifelter Trauer weinte ich mich in den Schlaf.

Meine älteste Schwester war 14 Jahre alt und besuchte die Schule von nun an nicht mehr. Sie übernahm in ihrem jugendlichen Alter den gesamten grossen Bauernhaushalt. Das war eine gewaltige Aufgabe für sie – und gewiss auch eine unbewusste seelische und körperliche Überforderung. Auch für mich war es nun sehr schwer. Alles hatte sich verändert, ich fühlte mich trotz der vielen Geschwister einsam und alleingelassen. Mein Vater nahm sich meiner an, aber er war in seiner Trauer wie eingeschlossen. Er redete fast nichts und war sehr still. Je mehr sich Vater um mich, die Kleinste von allen, kümmerte, umso mehr fühlte ich mich von den Geschwistern ausgeschlossen. Für mich fühlte sich das an, als ob da ein Riss mittendurch ginge, und ich fühlte mich noch verlorener.

Mit keinem Problem konnte ich zu meinem stillen, wortkargen Vater – denn meistens bekam ich keine Antwort, die mir eine Hilfe gewesen wäre. Dennoch liebte ich ihn sehr.

Ich wurde mehrheitlich von meinen Geschwistern erzogen. Von einigen meiner Brüder bekam ich ein paar Mal ziemlich Schläge, wenn wir irgendwie in Streit gerieten. Sie waren viel älter als ich und wussten wahrscheinlich nicht, wie hart sie zuschlugen. Es war ja niemand da, der sie in die Schranken gewiesen hätte. Deshalb bekam ich einige Male zu spüren, wie schmerzhaft solche Schläge sind. So vermisste ich die Liebe. Vater war still, die Mutter gestorben und die Geschwister waren selber noch Kinder, die ein Gefühl von Wärme und Vertrautheit genauso nötig gehabt hätten wie ich. Auch meine Grosseltern lernte ich nie wirklich kennen. Eine Grossmutter habe ich ein einziges Mal in meinem Leben gesehen. Ansonsten kann ich mich an nichts erinnern. Mit Onkeln und Tanten hatten wir sehr wenig Kontakt; wie auch, da war kein Auto, sehr lange Zeit auch kein Telefon – und Vater bemühte sich auch sonst nicht, dass wir Kinder unsere Verwandten kennen lernen konnten. So kam auch von dieser Seite keine Liebe.

Ich wäre gerne in die Sonntagsschule gegangen. Zuhause erzählte niemand biblische Geschichten, und die hätten mich schon damals interessiert. Ganz unbewusst spürte ich, dass ich da die Liebe finden würde, die mir so sehr fehlte. Denn während ein paar Wochen war eine junge Frau als Aushilfe bei uns. Sie erzählte uns Geschichten aus der Bibel und betete am Abend mit uns Kleinsten. Das fand ich wunderschön, so dass ich es nie mehr vergessen konnte. Vater machte zwischendurch auch so Andeutungen von Gott – und mich nahm wunder, wie Gott denn sei. Deshalb suchte ich dann doch die Sonntagsschule auf, manchmal auch ganz allein. Da gab es ein schmales Weglein, von unserem Haus durch den Wald hinauf. Oben in einem Bauernhaus war die Sonntagsschule, die ich sehr gerne besuchte.

An einem Weihnachtsfestli – ich war schon etwas älter – wollte niemand mit mir dorthin gehen. So war ich ganz allein unterwegs. Es war finster und kalt. Gefürchtet habe ich mich nicht so sehr, aber das Weglein fand ich beim nach Hause gehen fast nicht mehr. Ich musste mich den Sträuchern entlangtasten. Fast wäre ich zu weit hinausgelaufen – dort, wo es steil die Böschung in den Bach hinunterging. Das hatte mir einen gewaltigen Schrecken eingejagt – und ich war heil-

froh, als ich endlich aus dem Wald hinauskam und von Neuem sehen konnte, wo der Weg durchging. Als ich zuhause ankam, war auch hier alles dunkel. Nirgends war ein Licht zu sehen, alle waren bereits schlafen gegangen. Hatte denn niemand auf mich gewartet? Vielleicht hatte ja auch niemand wahrgenommen, dass ich allein weggegangen war. Die Sonntagsschule war wichtig für mich, denn der Glaube war in meinem weiteren Leben manchmal die einzige Hilfe und Stütze, die weiterhalf und mich wieder aufrichtete. Diese Hilfe fühlte ich schon damals als Kind. In der Weihnachtszeit bekam ich von Gotte und Götti ein Geschenk. Das war aber nicht selbstverständlich. Einige meiner Geschwister wurden nicht beschenkt von ihren Taufpaten. Sie kannten sie teilweise nicht einmal richtig. Wir hatten nicht wirklich Kontakt zu ihnen. Zuhause gab es an Weihnachten auch keine Geschenke, da war nur ein Weihnachtsbaum mit Kerzen. Es wurde nicht gesungen, es wurden keine Geschichten erzählt und auch sonst wurde nichts Besonderes gemacht. Ich erinnere mich an eine Weihnacht, da sass ich ganz allein beim Baum. Da war ich aber schon älter. Vater schlief auf dem Sofa, ein Bruder verzog sich ins Bett, die Geschwister waren weg. Das machte mich traurig und mir war zum Weinen zumute, doch auch hier kam irgendwie Trost. Jemand war da und tröstete mich. Ich spürte, dass Gott selbst auf so einsame Kinder Acht gibt. So musste ich manches verarbeiten und irgendwie meinen Weg finden.

In mir erwachte in den Kinderjahren auch eine grosse Liebe zur Natur und zu den Tieren. Den kleinen Bach, der direkt vor unserem Haus unter der Heubühneneinfahrt durchfloss, mochte ich sehr gerne. Ich liebte es, als Kind dort zu spielen. Den ganzen Weg entlang bis zur Strasse hinab gluckserte er über die Steine, da konnte ich lange verweilen und mit dem Wasser spielen. Ich sah die glänzenden Sonnenstrahlen im sprudelnden Wasser glitzern – und überall die vielen Wassertropfen an den Pflanzen. Das fand ich alles sehr schön. Auch wenn es regnete, bot sich da für mich ein faszinierendes Schauspiel. Wenn ich traurig war, so suchte ich auch Trost am Bächlein. Denn da blühten den ganzen Sommer über viele wunderschöne Blumen. Das tröstete mich jeweils. Denn ich spürte, dass eine grosse Liebe über allem waltete, was mich wieder froh werden liess.

Öfters wurde aber mit mir geschimpft, weil ich mich zu lange am Bächlein versäumte, wenn ich von der Schule nach Hause kam.

Auch die Tiere waren mir ein grosser Trost – besonders die Katzen mit ihren Jungen, sie waren wie kleine Spielkameraden. Meinem Vater half ich viel im Stall, die Arbeit mit den Kühen gefiel mir. Als ich noch ziemlich klein war, packte mich einst eine Kuh an der Schürze und zerrte mich in die Futterkrippe hinein. Sie hob mich einfach hoch wie ein Federbällleli. Zum Glück war eine meiner Schwestern dabei und kam mir zu Hilfe, so dass ich unbeschadet wieder auf die Beine kam. Im Herbst mussten wir Kälber und Rinder auf der Weide hüten, damit sie das restliche Gras abweiden konnten. Wenn es jeweils anfang zu dunkeln, hörten wir, wie der Uhu anfang zu rufen. Einmal dachte ich, das sei meine Schwester, die den Uhu nachahmt. Ich rief abermals ein «Uhu, Uhu» zurück. Nach einer Weile tönte es aber direkt hinter mir. Ich drehte mich um und sah einen echten Uhu, den ich mit meinem Rufen angelockt hatte. Weil es schon sehr dunkelte, fürchtete ich mich vor seinen Rufen und warf vor Schreck meinen Stecken gegen den Haselstrauch. Doch gleich darauf war ich traurig, dass der Vogel davonflog und ich ihn nicht mehr sehen konnte. Die Tiere und auch die Pflanzenwelt gaben mir sehr viel, denn wir wohnten abgelegen. Mit Menschen kamen wir wenig in Kontakt, so lange wir noch nicht zur Schule gingen.

Das erste Mal, als ich richtig mit fremden Menschen in Kontakt kam, war in den ersten Schuljahren, als eine meiner Schwestern eine Stelle als Haushaltshilfe auf einem anderen Bauernhof annahm und ich dort eine Woche lang in die Ferien durfte. Leider waren das nicht so schöne Ferien für mich, denn da wurden viele Hühner geschlachtet. Ich konnte nicht zusehen, wie die armen Tiere getötet wurden. Deshalb weigerte ich mich, bei der Arbeit mitzuhelfen. Bei der Kartoffelernte musste ich den Traktor steuern, damit der Samro in der richtigen Spur blieb. Auch hier hatte ich Probleme. Ich hatte zuvor noch nie einen Traktor gesehen und wusste auch nach der Erklärung des Bauern nicht, wie ich mit dem Ding umzugehen hatte. Die Arbeit, die ich da tun sollte, war nicht gefährlich, aber ich hatte Angst vor der grossen Maschine. Dennoch getraute ich mich nicht, etwas zu sagen. Auf diesem Hof war noch ein anderes Mädchen, das sich öfters dort aufhielt. Wie mir gesagt wurde, liess es manchmal Sachen mitgehen. Deswegen wurde vor der Heimreise auch in meinen Koffer hineingeschaut, ob da eventuell auch etwas drin sei, was nicht hineingehörte. Doch da war nichts. Irgendwie war ich beleidigt. Ich wusste bis dahin nicht einmal, was das ist, etwas stehlen. Gerne hätte ich gefragt, aber

ich war viel zu schüchtern dazu. So musste ich mit allem Erlebten allein fertigwerden, denn auch daheim hörte mir niemand richtig zu. Und doch war da jemand bei mir, das spürte ich ganz genau. Mein Glaube half mir immer wieder, den richtigen Weg zu finden.

In den ersten Schuljahren begegneten mir öfters Ungerechtigkeiten, besonders von Lehrkräften. Das verwirrte mich sehr. Meine Tischnachbarin stiess an meinen Stuhl, so dass ich umfiel und vor die Türe musste. Ich wollte mich wehren, weil es eigentlich nicht meine Schuld war. Da wurde ich von der Lehrerin noch als frech hingestellt. Ein anderes Mal duzte ich eine Lehrerin, sie verpasste mir deswegen gleich eine Ohrfeige. Ich stand da und musste zusehen, wie eine andere Schülerin kam und diese Lehrerin auch duzte. Ihr passierte jedoch überhaupt nichts. Auch ein Praktikant, der in der Oberschule als Lehrer arbeitete, gab mir völlig grundlos eine Ohrfeige. Ich kam aus dem WC. Im Vorraum waren die Oberschulbuben, sie machten irgendeine Dummheit. Als ich den Vorraum verliess, stand da der Lehrer. Er knallte mir gleich eine saftige Ohrfeige, die furchtbar schmerzte. Der Lehrer hatte den Buben dort abgepasst. Die Ohrfeige galt ihnen, nicht mir. Aber anstatt sich zu entschuldigen, liess er mich einfach stehen und lief davon. Die vielen Ungerechtigkeiten, Lieblosigkeiten und all das Schwere machten ein verschüchtertes, stilles, einsames Kind aus mir. Ich wusste nicht, wie mit erwachsenen Menschen umzugehen war. Die schienen mir unberechenbar und ohne Verständnis.

Von der fünften Klasse an änderte sich das für mich, denn da hatte ich einen sehr guten Lehrer. Ihm habe ich viel zu verdanken, er war in der Tat eine ganz wichtige Person in meiner Entwicklung. Heute noch bin ich dankbar, denn er gab mir mit seiner ehrlichen und aufrichtigen Art wieder Vertrauen. Ich verlor allmählich meine Angst vor den Erwachsenen, so dass ich wieder besser mit ihnen umgehen konnte. Jeden Morgen sangen wir Schüler ein Lied aus dem Psalmenbuch, und ein kurzes Gebet wurde gesprochen. Das fand ich sehr schön. Andere langweilte es eher, aber für mich war es ein guter Tagesbeginn. Dieser Lehrer mochte mich gut als Schülerin, und ich hatte ihn gern als Lehrer. Das motivierte mich sehr, so wurde ich eine gute Schülerin. Der Lehrer sorgte auch dafür, dass ich und meine Geschwister unsere Zähne flicken durften. Das war überhaupt nicht selbstverständlich, viele junge Menschen hatten damals im jungen Erwachsenenalter schon ein künstliches Gebiss. Deshalb war ich sehr dankbar, dass

der Lehrer meinen Vater überzeugen konnte, unsere Zähne flicken zu lassen. Manchmal fehlten mir auch Kleider oder Schuhe. Für eine Schulreise verlangte der Lehrer, dass alle Schüler gute Wanderschuhe hätten. Ich aber hatte überhaupt keine. Ich hatte mich so sehr auf diese Schulreise gefreut, nun hatte ich Angst, ich dürfte nicht mitgehen. Deshalb zog ich viel zu grosse Schuhe an, die meiner Schwester gehörten. Den ganzen Tag war ich übel dran mit diesen Schuhen. Am Abend hatte ich die Füsse voller Blasen, die Schmerzen versuchte ich tapfer zu verbergen. Mein Vater kümmerte sich nicht so sehr um Kleider und Schuhe. Er fand vieles noch lange gut genug, anderes einfach unnötig – und vieles sah er einfach nicht, was eine Mutter längst bemerkt hätte. So trug ich eine völlig abgetragene Winterjacke und wurde deswegen ausgelacht. Als ich meinen Vater um eine andere bat, sagte er nur, auf dem Speicher seien noch viele alte Kleider, die seien noch lange gut, ich solle dort schauen. Doch diese waren genauso alt und abgetragen. Ich wollte aber nicht ausgelacht werden und rannte im tiefsten Winter nur mit einem Jäckli zur Schule. Wenn ich schnell genug rannte, fror ich nicht allzu sehr.

Überhaupt hatte ich es nicht gern, wenn jemand ausgelacht wurde. Und doch passierte mir etwas ganz Dummes. Fast täglich lief ein alter Mann mit einem Veloanhänger am Schulhaus vorbei, und die Oberschulbuben riefen manchmal: «Sälü, Affenbachmann!» Ich dachte, das sei sein Name. Später brachte ich einmal Eier ins Dorf und musste ein paar Sachen nach Hause bringen, da begegnete mir dieser Mann. Ich wollte ihn freundlich grüssen und benutzte diesen Namen. Der Mann stand still, kramte in seinem Anhänger. Was holte er da hervor? Einen ganz dicken Stecken, damit wollte er mich verhauen. So schnell ich konnte, rannte ich mit meiner schweren Tasche davon. Ständig hörte ich das Keuchen des Mannes hinter mir. Schliesslich war ich schneller oder hatte einfach mehr Ausdauer. Der Mann liess endlich von der Verfolgung ab. Dieser Mann war behindert. Er hiess gar nicht Affenbachmann, aber das wusste ich damals eben nicht. Die Schüler hatten ihm diesen Namen angehängt, um ihn zu ärgern. Er dachte, ich wolle ihn auch ärgern. Dabei wollte ich ihn doch nur freundlich grüssen. Wenn ich von nun an Eier ins Dorf bringen musste, hatte ich schreckliche Angst, diesem Mann wieder zu begegnen.

Doch wir lebten daheim fast nur aus der Selbstversorgung. Deshalb mussten wir selten ins Dorf hinunter, um einzukaufen. Damals leb-

ten noch viele Menschen aus der eigenen Selbstversorgung. Grosse Supermärkte wie Migros und Coop waren erst im Kommen. Im Dorf gab es nur ein kleines Lädli. Da musste man vorne anstehen und der Verkäuferin sagen, was man kaufen möchte. Sie holte die Ware und half sogar beim Einpacken, wenn es nötig war. Manchmal durften wir Kinder auf den Markt. Da bekamen wir von Vater etwas Geld. Doch es war so wenig, dass wir schauen mussten, ob wir davon überhaupt etwas kaufen konnten. Sackgeld hatten wir keines, das kannten wir nicht. Doch auf dem Markt gab es für uns so viel zu sehen, dass das Kaufen selbst nicht mehr so wichtig war. Da gab es auch noch den Tiermarkt. Der interessierte uns, besonders die jungen Hunde. Wir durften sie streicheln und hätten sie am liebsten mit nach Hause genommen. Wir schlenderten dem Zaun entlang und schauten uns auch die grossen Hunde an. «Siehst du», sagte ich zu meiner Schwester und streckte die Hand aus, «der dort, das ist ein ganz schöner Hund.» Er war angebunden, leider an einer viel zu langen Leine. Denn er nahm einen grossen Satz, übersprang den Zaun und biss mich in den Kopf. Dieser Hund hätte mich totbeissen können, doch meine Schwester schlug ihm mit der Tasche auf den Kopf, bis er mich in Ruhe liess. Jemand hatte die Polizei benachrichtigt, die fuhren mich ins Krankenhaus. Mein ganzer Hals war zerkratzt von den Hundezähnen, am Kinn musste genäht werden, danach konnte ich wieder nach Hause. Merkwürdigerweise hatte ich trotz diesem Vorfall nie Angst vor Hunden. Ich wünschte mir sehr einen Hund und bekam später von einer Mitschülerin einen geschenkt. Doch Vater schimpfte mit mir. Ich musste den herzigen, jungen Hund zurückbringen. Darüber war ich sehr traurig.

Wenn Vater allein auf den Markt ging, versprach er uns Kindern, Schokolade nach Hause zu bringen. Darauf freuten wir uns sehr. Manchmal vergass er sie jedoch, das war jeweils eine grosse Enttäuschung. Doch wenn er Schokolade brachte, versteckte ich mich mit meinem Teil im Schuppen, damit mir niemand etwas davon weg nahm und ich sie in Ruhe geniessen konnte. Denn es war eine grosse Seltenheit, wenn wir Süssigkeiten bekamen. Auch deshalb freuten wir uns jeweils auf den Markttag. In der täglichen Ernährung war Süsses auch kaum vorhanden. Meistens gab es morgens und abends Kartoffelrösti, auch das Mittagessen war sehr einfach. In der Rauchküche, wo der Rauch vom Holzfeuer direkt in die Küche hinauskam, war es nicht besonders schön zu kochen. Wenn im Winter der Rauch vom

Feuer nicht aus der Küche hinauswollte, so mussten wir die Türen öffnen. Dadurch wurde es drinnen so kalt wie draussen. Das motivierte nicht besonders, länger als nötig in der Küche zu arbeiten. Um spezielle Gerichte zu kochen, waren ja auch keine Zutaten vorhanden. In unserer Küche gab es kein fliessendes Wasser, nicht einmal kaltes. Das wurde erst später eingerichtet. So war im Haus auch kein Badezimmer vorhanden. Das bedeutete, sich auch im Winter mehrheitlich draussen beim Brunnen mit kaltem Wasser zu waschen. Auch war es in der Küche und in den anderen Räumen ziemlich dunkel. Da war nur eine kleine Glühlampe, die den Raum erhellte. Der elektrische Strom stand noch nicht so lange zur Verfügung – und wir wurden streng dazu angehalten, jede Lampe abzustellen, wenn sie nicht unbedingt gebraucht wurde.

Als ich etwa in der achten Schulklasse war, nahm Vater einige bauliche Veränderungen vor. Damit kam etwas Luxus in unseren Haushalt. Mit Luxus meine ich kaltes und warmes Wasser, eine vollautomatische Kleiderwaschmaschine, eine Tiefkühltruhe und ein Kombi-Elektro-Holzkochherd. Mit diesen Geräten und Erneuerungen wurde die Hausarbeit um vieles vereinfacht und viel angenehmer. Oben in der Küche hingen weiterhin Fleisch und Würste zum Räuchern. Vater war nebenbei noch Störmetzger und half den Bauern bei der Hausmetzgete. Einiges davon wurde bei uns geräuchert. Von der Küche aus wurde der Kachelofen in der Wohnstube geheizt. Dadurch wurden die Wohnstube und eine Nebenstube warm. Den Rest des Hauses konnten wir nicht heizen. Abgesehen von einem ganz kleinen Zimmerli gab es noch einen Ofen. Dort wurde aber nicht eingefeuert, weil sich da niemand aufhielt. Die beiden oberen Zimmer, in denen wir Kinder schliefen, waren nicht heizbar. Am Morgen bewunderte ich hier Eisblumen am Fenster. Die waren so schön, dass es mich schade dünkte, wenn die Sonne kam und sie alle wegleckte. So gefrorene Eisblumenfenster gibt es nicht, wenn das Haus isoliert ist und gute Fenster vorhanden sind. Unser Haus war nicht isoliert. Draussen war es kalt, drinnen etwas wärmer. So gefror jedes bisschen Feuchtigkeit an den nicht gerade gut schliessenden Fenstern. Dadurch entstanden diese wunderschönen Eisblumen. Und doch war ich froh, wenn später die Sonne kam und Wärme brachte. Denn der Kachelofen in der Stube war stets mehr oder weniger besetzt, weil manchmal ein Kind das andere wegschubste, um auch die kalten Hände und Füsse wärmen zu können. Wenn es Frühling und wärmer wurde, konnten wir

wieder richtig hinaus und hatten Platz genug. Denn im Winter war es mit so vielen Kindern manchmal schon sehr eng in der Stube. Zehn Kinder und nur vier Zimmer zur Verfügung, nur zwei davon heizbar – so etwas ist heute kaum noch vorstellbar. Das ging nur, weil ums Haus herum genug Platz und drinnen und draussen immer genug Arbeit vorhanden war, um alle zu beschäftigen. Das Wort Freizeitgestaltung kannten wir überhaupt nicht.

Vieles war einfach ganz anders als heute. Wir gingen zur Schule, daneben arbeiteten wir zuhause; etwas anderes kannten wir nicht. Auch mit den Schulkameraden war alles anders als heute. Dass man sich gegenseitig besuchte oder zusammen Geburtstage feierte, kam höchst selten vor. Wir arbeiteten einfach, manchmal erledigten wir auch viel zu strenge Arbeit. Ich erinnere mich, wie ich Betten frisch anziehen musste. Aber ich war zu klein. Das Ganze kam mir vor wie eine Riesenarbeit. Auch Brotteig für viele grosse Brote zu kneten, war kräfte-mässig ebenfalls eine Überforderung. Aber da war keine Mama, die das gesehen und eingegriffen hätte. Es wurde einfach jede Hand gebraucht, damit der mutterlose Haushalt funktionieren konnte. Vater heiratete nie wieder. Von der Pro-Juventute wurde uns manchmal für kurze Zeit jemand geschickt, der uns etwas unterstützte. Zum Spielen hatten wir nicht viel Zeit. Immer wurden wir davon weggerufen, weil irgendetwas gemacht werden musste. Wir hatten auch sehr wenig Spielsachen. Nach der Schule mussten wir jeweils schnell nach Hause, um noch diese oder jene Arbeit zu erledigen.

Manchmal durften wir auf dem Schulweg mit einem älteren Bauern mitfahren. Er hatte einen Landrover und einen Wagen. Autos gab es in unserer ganzen Umgebung nur etwa ein halbes Dutzend. Es war also etwas Besonderes, mitfahren zu dürfen. Dieser Bauer liess die grösseren Schulkinder hinten auf seinem Wagen mitfahren. Als ich einmal mitfahren durfte, sprang ich etwas zu früh ab. Der Wagen stand noch nicht ganz still. Ich kugelte das Strassenbord hinunter in den Bach, und von da an wusste ich nichts mehr. Ich war bewusstlos. Eine Schwester von mir, die auch auf dem Wagen war, erzählte mir, der Bauer habe mich den Weg hinaufgetragen bis fast zu unserem Haus. Unterwegs muss ich irgendwie wach geworden sein, denn plötzlich stellte er mich auf den Boden und sagte: «So, jetzt kannst du den Rest des Weges selber gehen.» Völlig verstört stand ich da und wusste nicht, wo ich war. Doch der Bauer lief ohne einen weiteren

Kommentar davon. Zuhause wurde mir nur gesagt, ob ich eigentlich nicht besser aufpassen könne. Alle dachten, das sei nicht so schlimm gewesen. Aber mir war schlecht und ich hatte Kopfwegh. Ich musste mich hinlegen, doch zum Glück erholte ich mich schnell wieder. Dieser Bauer liess die Schüler von da an nicht mehr mitfahren. Er war vorsichtiger geworden. Dieser Vorfall hatte ihn sicherlich auch erschreckt.

Es passierte aber nicht nur Trauriges oder Schlimmes, auch lustige Missgeschicke geschahen. Einmal im Frühling musste ich daheim das Zvieri holen und aufs Feld bringen. Ich kochte Kaffee und machte den Zvierikorb parat. Halt, bevor ich ging, musste ich noch das Gefäss mit den vielen frischen Butterbälleli, die am Morgen gemacht wurden, unters fliessende Wasser stellen. Als ich aufs Feld kam, merkte ich sogleich, dass irgendetwas schiefgelaufen und kaputtgegangen war. Vater war verärgert und schimpfte. Später, als wir nach Hause gingen, nahm ein Bruder den Zvierikorb hinten auf ein altes Velo. Ich lief schon etwas früher heim. Als ich bei der Brücke war, die über den Bach führte, kam mein Bruder mit dem Velo angesaut. Wahrscheinlich wollte er mit Schuss hinüber und den Weg hinauf, aber, o jeh, er hatte die Kurve nicht gekriegt und fuhr übers Brüggli hinaus in den Bach. Vom Aufprall flogen die Tassen auf allen Seiten aus dem Zvierikorb und gingen zu Bruch. Meinem Bruder war nichts passiert. Er war eigentlich sanft gelandet in der grossen Wasserglungge. Nur, die Tassen, o jeh, das würde wieder Ärger geben bei Vater, weil alle zerbrochen waren. Wir liefen den Weg hinauf. Vater war schon daheim und schimpfte: «Was ist denn jetzt schon wieder los?» Als ich in die Küche kam, sah ich, dass weit und breit keine Butter mehr da war. Denn sie war durch den Abfluss auf und davon. Ich hatte sie unter das warme, anstatt unter das kalte Wasser gestellt.

Das waren eigentlich lustige Missgeschicke, doch für Vater trotzdem ärgerlich. Es kostete ihn auch Geld, das er damals nicht einfach so hatte. Doch irgendetwas musste ihn zusätzlich furchtbar geärgert haben. Er schimpfte drauflos und sagte ganz schlimme Sachen. Von sich umbringen war die Rede, so dass ich richtig Angst um ihn bekam. Denn vor nicht allzu langer Zeit hatte sich ein Nachbar das Leben genommen. Deswegen nahm ich Vaters Worte so ernst. Diese Angst verfolgte mich lange Zeit. Besonders wenn es ihm nicht gut ging, musste ich immer nachsehen, wo er war. Wenn er abends vor

der Nachtruhe nochmals in den Stall ging, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, stand ich auf, um zu schauen, ob er wirklich zurückgekommen war. Das war eine grosse Belastung für mich. Vater hatte keine Ahnung, was er mit seinen unbedachten Worten angerichtet hatte. Irgendwann, nach Monaten, löste sich diese Anspannung wieder – und die Angst verschwand. Denn ich merkte, dass er seine schlimmen Äusserungen damals nicht ernst gemeint hatte. Ich denke, Vater war sicher manchmal auch überfordert, mit zehn Kindern so allein dazustehen. Es lief halt nicht immer alles rund. Die meiste Zeit war er sehr still. Auch war er oft irgendwo allein oder sagte einfach nichts. Das war manchmal schwierig für mich, wenn ich irgendein Problem hatte und er einfach nichts dazu sagte. Doch ich liebte ihn so, wie er war.

Als ich 14 Jahre alt war, kam die fahrbare Drescherei. Sie zog von Hof zu Hof. Auch Vater hatte sie bestellt, um das eingelagerte Getreide zu dreschen. Er ahnte aber nicht, dass er damit auch gleich meinen zukünftigen Mann herbestellen würde. Zu dem jungen Mann, der da mithalf, fühlte ich mich vom ersten Augenblick hingezogen. Er war mir so vertraut, als würde ich ihn schon lange kennen. Das war aber nicht so, ich sah ihn zum ersten Mal. Er erzählte mir ganz begeistert vom Älplerleben, wie er im Sommer als Senne auf einer Alp gearbeitet habe und wie schön es gewesen sei. Damals hätte ich nicht gedacht, dass ich später seine Sennerin werden würde. Die Schulzeit ging zu Ende. Nun kam meine Konfirmation. In der Kirche waren die Eltern und Verwandten von all den anderen Kindern versammelt. Ein Bruder von mir hatte gerade das erste Auto gekauft und fuhr mit mir zur Kirche. Unter den Leuten entdeckte ich eine meiner Schwestern, sonst war niemand da von meiner Familie – auch mein Vater nicht. Zuhause gab es auch kein Fest und keine Geschenke. Dass meine Schulzeit zu Ende war, machte mich traurig. Denn ich hätte gerne noch weiter gelernt. Wehmütig schaute ich den Schulkindern nach, als sie das neue Schuljahr begannen. Ich aber durfte nicht mit. Ich musste zuhause bleiben. Das tat mir irgendwie weh.

Gerne hätte ich einen Beruf erlernt, doch das war damals auf dem Lande und besonders an abgelegenen Orten noch nicht so üblich. Wer aus der Schule kam, arbeitete entweder daheim oder war irgendwo in einer Arbeitsstelle tätig. Zuhause arbeitete ich ohne Lohn. Vater sagte, er habe kein Geld, um etwas zu bezahlen. Nicht einmal ein

Sackgeld hatte ich zur Verfügung. Das war schwierig, zu arbeiten und nichts dafür zu bekommen. Ich sparte jeden Rappen, den ich von irgendwelchen Menschen bekam, um mir auch einmal ein Kleidungsstück kaufen zu können. So litt ich unter vielen Sachen in meiner Kindheit. Da war keine Mutter, die darauf geachtet hätte, dass nicht so vieles schief ging. Es wurden auch viele Gefühle verletzt – und niemand kümmerte sich um die vielen Fragen, die ich hatte. Niemand führte die vielen Gespräche, die nötig und hilfreich gewesen wären. Zu dieser Zeit, als ich erwachsen wurde, vermisste ich meine Mutter am meisten – noch viel mehr als während der Schulzeit. Es war einfach niemand da, der mich gelehrt hätte, mit dem Leben und seinen Herausforderungen umzugehen. Vater konnte uns die Mutter nicht ersetzen. Seine Aufgabe war schon so sehr gross gewesen in all den Jahren und für ihn sicher nicht einfach. Ein Bruder erzählte mir, die Gemeinde habe uns Kinder alle verdingen wollen, eines hierhin und das andere dorthin. Doch Vater habe sich gewehrt und zuletzt alle behalten dürfen. Dafür bin ich ihm heute dankbar. So wuchsen wir wenigstens mit den Geschwistern auf. Wer weiss? Vielleicht ersparte er manchem von uns ein hartes Dasein als Verdingkind. Wenn Vater auch still und schweigsam war und sicher vieles nicht sah, was nötig gewesen wäre, so glaube ich doch, dass er ein feinfühligler, lieber Mensch war. Er konnte es nur nicht so zeigen. Auch hing Vater in vielen Sachen noch an altmodischen Dingen. Deswegen kam die Modernisierung bei uns eigentlich ziemlich spät. Heute bin ich froh, dass ich viele alte Sachen noch erleben durfte, die fast nur noch in Museen wie jenem auf dem Ballenberg zu sehen sind. Wir benutzten noch viele alte Gerätschaften zum Arbeiten. Wir kochten auf dem Holzherd mit den Lochpfannen, die unten voll Russ waren vom Feuer. Auch backten wir unser Brot, unsere Zöpfe und unseren Apfelkuchen im Backofen, der mit Holz-Wedelen geheizt wurde. In diesem Ofen dörreten wir auch feine Apfel und Birnenschnitze. In meiner Erinnerung sehe ich auch noch die Besteckriegle an der Wand. Da wurde früher das Essbesteck nach dem Essen eingesteckt. Mein Vater steckte dort aber nur noch sein Messer hinein. Wäsche sauber bürsten auf dem Waschbrett und die lange Wäscheleine zum Trocknen, die über die abgemähte Wiese aufgestellt war – das hatte ich alles noch erlebt in meiner Kindheit. Auf dem Feld lernte ich auch noch verschiedene Arbeiten kennen, die heute fast vergessen sind. Zum Beispiel von Hand ein ganzes Feld Kartoffeln setzen, sie mit einem Hauli mit Erde zudecken, von Hand mit einer Hacke jäten, im Herbst mit einem

Karst ausgraben und zusammenlesen; alles war Handarbeit. Im Sommer auf dem Feld Getreide häufeln, um nachher daraus Garben zu binden. Heu und Emd mit der Gabel zetzen, wenden und aufladen – das wurde alles noch von Hand gemacht. Diese und einige andere Arbeiten durfte ich noch kennen lernen. Für mich ist es wertvoll, dass ich das alles, wenn auch nur am Rande, noch sehen und miterleben durfte.

Mit der Zeit modernisierte Vater dann doch dieses und jenes und kaufte einige Maschinen, damit die Arbeit etwas einfacher wurde. Den ganzen Sommer über half ich meinem Vater, im Winter trat ich für ein paar Monate eine Arbeitsstelle an, Zuhause besorgte in dieser Zeit eine meiner Schwestern den Haushalt. Leider hatte ich es in dieser Stelle für mich nicht so gut getroffen. Eigentlich wollte ich dort besser kochen lernen, doch das durfte ich nur selten. Auch sonst zeigte mir niemand etwas Lehrreiches. Deshalb wechselte ich die Arbeitsstelle. Doch am neuen Ort traf ich es noch schlimmer. Denn da musste ich mich gegen jemanden wehren, der nichts Gutes im Sinn hatte. Ich wollte aber nicht an einem Arbeitsort bleiben, wo ich mich ständig gegen jemanden wehren musste. Deshalb verliess ich auch diese Stelle – ziemlich frustriert über Lügen und Gemeinheiten, die sich Menschen gegeneinander erlauben. Nun war ich wieder daheim. Meine Hoffnung, bei den Arbeitsstellen Gutes und Neues lernen zu können, war enttäuscht worden. Ich war traurig, dass ich so viel Frustrierendes und so wenig Gutes erlebt hatte.

Wunderbarerweise begegnete mir etwas später der junge Mann wieder, den ich während der Schulzeit als Drescher und Äpler kennen gelernt hatte. Eines Abends klopfte es bei uns an der Türe. Draussen standen zwei Männer, einer davon war der Äpler. Ich freute mich sehr, ihn wieder zu sehen. Die beiden waren mit der Drescherei unterwegs und schauten im Vorbeigehen noch schnell bei uns herein. Von da an sah ich meinen Äpler regelmässig. Wir freuten uns immer riesig, uns zu treffen. Wir wussten schnell, dass wir später heiraten wollten, obschon ich erst 16 Jahre alt war. Er kam auch aus einer Bauernfamilie. Da waren seine Eltern, sechs Geschwister, ein Onkel und die Grossmutter. Alle wohnten im gleichen Haushalt. Mein Freund durfte eine gute Jugendzeit erleben, ohne grosse Schicksalsschläge. Es fehlte ihm auch nicht an lieben Menschen. Besonders wichtig war für ihn seine Grossmutter. Mit ihr verbrachte er oft Zeit, nahm sich ihrer

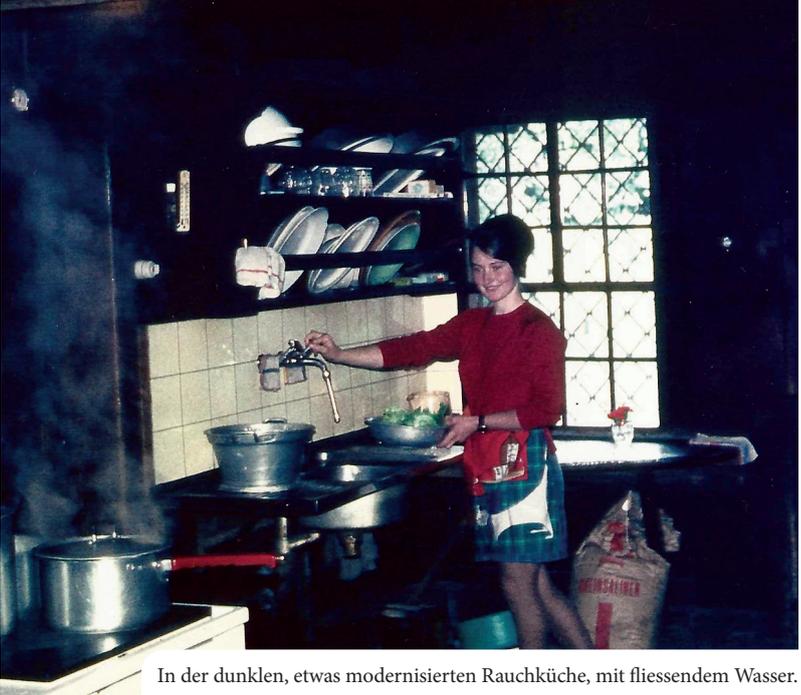
an, half ihr und lernte viel von ihr. Eine grosse Bereicherung stellten für ihn die vielen Gespräche dar, die sie gemeinsam führten, über das Leben und die Menschen. Das empfand mein Freund in seinen jungen Jahren als sehr hilfreich. Auch sein Onkel war für meinen Freund eine ganz wichtige Person in seiner Entwicklung. Von ihm lernte er sehr viel. Der Onkel war ein guter Natur-und-Tier-Beobachter und gab sein Wissen an ihn weiter. Ausserdem liebten beide das Älplerleben und erfreuten sich an gemeinsamen Wanderungen. Mit seinen Eltern und Geschwistern war auch eine gute Harmonie vorhanden. So erlebte mein Freund eine schöne Jugend. Nach der Schule absolvierte er zwei Bauernlehrjahre im Welschland. Danach wurde er Alpsepp, was er sich schon in seiner Jugendzeit gewünscht hatte.



Mein Vater mit seinen zehn Kindern.



Mein Zuhause im einfachen Bauernhaus.



In der dunklen, etwas modernisierten Rauchküche, mit fließendem Wasser.



Die Haus-Drescherei unterwegs.



Auf der Heubühne beim Getreide-Dreschen